

Mobilität als Lebenswert

Autor(en): **Kappes, G. Tak**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatriischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): - **(2000-2001)**

Heft 69

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-790042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mobilität als Lebenswert

G.Tak Kappes*

Dass Mobilität ein Lebenswert sei, muss, so scheint es, für unsere Lebenswelt ganz offensichtlich nicht sonderlich begründet werden. Man kann unsere Kultur geradezu als eine Mobilitätskultur schlechthin bezeichnen.

Die Manifestationen dieser Tatsache "gipfeln" (in des Wortes speziellem Sinn!) z.B. in den gesellschaftlichen Entwicklungen, zusammengefasst mit dem Stichwort "Globalisierung" das am vergangenen Wochenende z.B. die Liturgie der in Davos zelebrierten wirtschaftlichen Macht thematisch bestimmte. Die Zelebranten und Repräsentanten dieser Macht haben selber ihre Mobilität dadurch demonstriert, dass sie sich aus allen Himmelsrichtungen innert kürzester Zeit am Treffpunkt einfanden, um ebenso flüchtig innert weniger Tage wieder zu ihren Heimbasen zurückzukehren. Dass sie dabei ausserhalb ihres engen elitären Zirkels aber auch eine beträchtliche Immobilität erzeugten, sei der Vollständigkeit halber zumindest erwähnt.

Dieselbe Widersprüchlichkeit lässt sich auch im Blick auf *das* Mobilitätssymbol des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts ausmachen, nämlich beim "Auto-mobil". Das Auto hat die menschliche Mobilität in bestimmter Hinsicht einerseits in einem ungeheuren Masse vergrössert und ausgeweitet, andererseits aber auch wieder zunehmend eingeschränkt, wie die zur vertrauten Begleitmusik von Nachrichtensendungen gewordenen Staumeldungen Tag für Tag sehr eindrücklich dokumentieren.

Allerdings kann man sagen, dass bei der Auto-mobilität noch immer die - wenn auch zunehmend illusionärer werdende - positive Einschätzung der damit verbundenen Lebensweise überwiegt.

Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass Mobilität, stammesgeschichtlich betrachtet, eine Grundbedingung der *conditio humana* ist und als solche ursprünglicher als etwa die relative Immobilität, die mit der erst sehr spät in der Entwicklung der Spezies homo einsetzenden Sesshaftigkeit einhergeht.

* Pfr. G.T. Kappes ist Spitalpfarrer am Stadtspital Waid Zürich. Diese Vorlesung erfolgte im Rahmen der Vorlesungsreihe "Grundlagen und Praxis der Geriatrie/ Gerontopsychiatrie am 31.1.2000.

Wir sind von unseren Ursprüngen her mobile, umherziehende Wesen, Wanderer, Nomaden, auf der Suche nach Nahrung und Lebensräumen. Stanley Kubrick hat das in seinem Film "Odyssee 2001" sehr eindrücklich in Bilder umgesetzt, wenn er mit der auf der Suche nach Wasser umherziehenden Menschenhorde beginnt und mit dem durch die Weiten des Weltraums nomadisierenden Raumschiff endet.

Immobilität ist, von den stammesgeschichtlichen Ursprüngen her gesehen, gleichbedeutend mit Tod. In moderner Terminologie könnte man vielleicht sagen: Immobilität ist gleichbedeutend mit Fortschrittsfeindlichkeit und damit Verhinderung von Lebensqualität.

Ich vermute, dass dieses Grundgefühl uns sesshaft gewordene, unsere Lebenswelt nach unseren Bedürfnissen und Überlebensnotwendigkeiten kultivierende und zivilisierende Menschen von heute unterschwellig, d.h. also in den Tiefenschichten unseres Wesens, vielleicht sogar genetisch verankert, noch immer prägt und in unserem Bemühen, tragfähige Strategien zur Meisterung des Lebens zu finden, in grossem Masse bestimmt.

Soviel zum Einstieg. Ich möchte nun aber doch aus der angedeuteten umfassenderen Sicht auf den engeren Fragehorizont zugehen, ohne das einleitend Angedeutete ganz aus den Augen zu verlieren.

Wir fragen ja nach der Mobilität von Menschen in der dritten und vierten Lebensphase, von älteren und alten Menschen, die ihre "Mobilität" gegen die mit den Jahren zunehmenden Einschränkungen und Defizite psychischer, geistiger und physischer Natur zu erhalten und zu verteidigen suchen. Dabei nehmen sie ab einem bestimmten Punkt, der natürlich individuell ganz unterschiedlich bestimmt ist, die professionelle Hilfe der heilenden Zunft (im umfassenden Sinne) in Anspruch. Sie fordern damit natürlich auch diese heilende Zunft selber ganz dezidiert dazu heraus, über diesen in Frage stehenden Lebenswert nachzudenken und ihn in die Gesamtheit der Werte einzuordnen, die menschliches Leben ganz allgemein - aber speziell auch in der letzten Lebensphase - lebenswert machen.

Was ist also Mobilität?

"Mobil" = beweglich, marschbereit, nicht an einen festen Standort gebunden sein, nicht festliegen. Das wird mir immer wieder bewusst, wenn ich spät am Abend noch einmal mit meinem Hund zu einem Spaziergang aufbreche. Ich realisiere dann von Zeit zu Zeit, dass es alles andere als selbstverständlich

ist, dass ich dabei meinem Hund folgen kann. Es beginnt aber damit, dass ich mich am Morgen selbstständig aus meinem Bett erheben kann und damit meine tägliche Routine beginne, die Mobilität einfach voraussetzt.

"Mobil" = nicht gebunden sein, einsatzbereit sein. Unter diesem Aspekt erlebe ich meine relative Freiheit wählen zu können, wohin ich gehe bzw. wo ich sein möchte.

"Mobil" = mobilmachen, Kräfte mobilisieren, munter sein, rege sein. Es ist eine unausgesprochene, meist auch unbewusste Grundvoraussetzung für mein positives Lebensgefühl, dass ich die Energie habe, die Kraft - ganz physisch - mich in Bewegung zu setzen und in diesem Sinne lebendig zu sein.

Es gibt aber noch andere Bedeutungsrichtungen. Denken Sie an das sogenannte "Mobile", ein bewegliches Ganzes, dessen Teile frei beweglich aufgehängt und ausbalanciert sind; also gewissermassen ein Bild für Ausgeglichenheit und Balance und damit das genaue Gegenteil von Starrheit oder Fixiertheit.

Wenn wir die lateinische Wurzel unseres Begriffes Mobilität: "mobilitas" (mobilis) anschauen, dann sehen wir, dass damit z.B. auch geistige Beweglichkeit gemeint ist, Beweglichkeit in Bezug auf die Lebensverhältnisse insgesamt, sie umschreibt die Fähigkeit eines Menschen, sich den sich wandelnden äusseren und inneren Lebensverhältnissen anzupassen bzw. diese mitzugestalten.

Das "mobile"-telephone (engl.) schliesslich ist die neueste technische Errungenschaft, die zu einem Symbol für Mobilität schlechthin geworden ist, das überall hin mitnehmbare, unabhängig von einer fesselnden Schnur funktionierende Telefon, das permanente Erreichbarkeit, bzw. ungebrochene Kommunikationsfähigkeit sicherstellen soll.

Wenn ich noch im Pschyrembel zu unserem Stichwort nachschaue, dann finde ich folgenden Hinweis: mobilis (lat.): beweglich; z.B. Cor mobile (Wanderherz), Ren mobile (Wanderniere) - was gewiss eine eher unerwünschte Form der Mobilität umschreibt, sowie: Mobilisation oder Mobilisierung: Massnahmen zur körperlichen Aktivierung von Pat., v.a. bei Bettlägerigkeit oder nach Op.

Mit letzterem Hinweis sind wir wieder näher bei unserer Fragestellung nach der "Mobilität als Lebenswert". Ich habe schon angedeutet, dass Mobilität z.B. in der Möglichkeit erfahren und erlebt wird, einen Spaziergang zu machen. Für die meisten Menschen ist das aber so selbstverständlich, dass sie

es als Lebenswert erst dann wirklich wahrnehmen, wenn sie nicht mehr spazierengehen können.

Dies spiegelt sich auch in einer ganz elementaren Patientenerfahrung: Hospitalisiert zu sein heisst in sehr vielen Fällen, seine Mobilität für eine gewisse Zeit einzubüssen, und das ist dann nicht nur eine Einbusse an Beweglichkeit im äusseren Sinne, sondern damit geht auch die Erfahrung einher, seine relative Unabhängigkeit und das mit ihr zusammenhängende Gefühl der Freiheit zu verlieren. Und selbstverständlich ist dieses Freiheitsgefühl unmittelbar mit dem assoziiert, was wir als Selbstwertgefühl bezeichnen.

Zu einem eigentlichen existentiellen Problem und zum Auslöser schwerer Lebenskrisen wird der Verlust der Mobilität darum meistens dann, wenn ihre Wiedererlangung fragwürdig oder objektiv unmöglich geworden ist, also bei irreversibler Schädigungen von für die Mobilität entscheidenden Organen oder Funktionen, sei es aufgrund altersbedingter degenerativer Prozesse oder durch akute, lebensbedrohliche und in einem absehbaren Zeitrahmen zum Tod führenden Erkrankungen. Unter den Gründen, die nach meiner Erfahrung ältere und alte Menschen nennen, wenn sie sich darüber äussern, warum ihre Lebenssituation so schwer erträglich oder sogar unerträglich geworden ist, rangiert der Hinweis auf den Verlust der Mobilität ganz vorne.

"Was hat das Leben noch für einen Sinn, wenn ich nicht mehr gehen kann?"

"Das ist das Schrecklichste, dass ich keine Kraft mehr in den Beinen habe!"

"Ach Gott, was bin ich nicht alles gelaufen, all' die schönen Bergtouren mit meinem Mann, die Wanderungen, früher, mit den Kindern, oder bis vor kurzem war ich immer noch mit meinen Kolleginnen unterwegs ... und jetzt sitze ich im Rollstuhl, die ganze linke Seite ist gelähmt, ich kann nichts mehr machen, für alles brauche ich Hilfe, es ist furchtbar, und es gibt wenig Hoffnung auf Besserung - am liebsten wäre es mir, wenn ich am Morgen nicht mehr erwachen würde."

Diese vor allem mit dem Alterwerden zunehmende Erfahrung des allmählichen Schwindens und schliesslich gänzlichen Fehlens der Mobilität, wird von den betroffenen Menschen sehr oft als Vorzeichen des Lebensendes verstanden oder nicht selten zum Auslöser eines Sterbewunsches, der zunächst sicherlich mit der durch die Immobilität ausgelösten Sinnkrise verbunden und deshalb auch in diesem Sinne relativ ernst zu nehmen ist.

Kehren wir also zurück zur Frage: Wie gehen wir mit fehlender Mobilität im Alter um? Wieweit sollen und können die medizinisch-pflegerischen Anstrengungen gehen, um eine Wiederherstellung der Mobilität zu erreichen?

Welche Ressourcen soll und kann die Gesellschaft dafür zur Verfügung stellen?

Ich möchte einen Aspekt hervorheben, der mir im Blick auf unser Thema: "Mobilität als Lebenswert" wichtig und nachdenkenswert erscheint. - Mir scheint, dass die Frage nach der Mobilität als Lebenswert eine Grundfrage jeder individuellen Existenz aufwirft, nämlich die nach dem Ziel der mobilitas. Mobilität, so meine ich, braucht eine Zielgerichtetheit, eine Bestimmung, sonst ist sie nichts anderes als ein Bewegungsturm, eine orientierungslose Betriebsamkeit und Hektik, die dann irgendwann einmal, wenn sich die Energie erschöpft, in sich zusammenfällt.

Welches Verständnis von Mobilität nun für das Lebenskonzept eines Menschen bestimmend und prägend ist, scheint mir auch im Blick auf allfällige Überlegungen bedeutsam zu sein, die bei teilweiser oder vollständiger Immobilität das medizinisch-pflegerische bzw. therapeutische Handeln leiten.

Um zu verdeutlichen was ich meine, möchte ich auf einen Archetyp der Mobilität verweisen, von dem schon ganz am Anfang des ersten Testaments der Bibel die Rede ist. Dort wird von dem Stammvater Abram berichtet, der gewissermassen an einem Überschneidungspunkt von mobil - nomadischer und sesshaft - städtischer Kultur, die Aufforderung zum Aufbruch, d.h. zur Mobilität erhält. Am Anfang von Genesis 12 (1-4) heisst es:

"Ferner sprach JHWH zu Abram:

Geh für dich weg von deinem Land und von deiner Verwandtschaft und vom Hause deines Vaters, zu dem Land, das ich dir zeigen werde.

Und ich werde dich machen zu einem Volksstamm, einem grossen, und ich werde dich segnen, und ich werde gross machen deinen Namen, und sei Segen.

Und ich werde segnen, die dich Segnenden, und die dich Verwünschenden werde ich verfluchen, und Segen erlangen werden durch dich alle Geschlechter der Erde.

Darauf ging Abram wie JHWH zu ihm geredet.

Und es ging mit ihm Lot. Und Abram war 75 Jahre bei seinem Wegziehen von Haran."

Dem letzten Satz können wir entnehmen, dass das Alter nach biblischem Verständnis kein Hinderungsgrund für Mobilität ist. Abram bricht trotz seines auch zu seiner Zeit sicherlich schon sehr hohen Alters auf. Er ist, so können wir sagen, trotz seines Alters mobil.

Diese Mobilität ist aber - und das scheint mir ganz wichtig zu sein - zielgerichtet. Es geht um einen Aufbruch zu neuen Ufern, die er nicht kennt und von denen er nichts weiss als dies, dass an ihnen auch eine Verheissung ans Ziel kommt, nämlich dass er "Segen sei", d.h. ein Vermittler von Lebenskraft und Lebensfülle in umfassendem Sinn, Segen, der sich also weit über seine individuelle Existenz hinaus auswirkt. Die Mobilität, von der hier die Rede ist, wird schliesslich gleichwohl in die Sesshaftigkeit führen, zu einer städtischen und staatlichen Lebensform, aber das ist kein Widerspruch. Entscheidend scheint mir zu sein, dass hier eine Mobilität in den Blick kommt, die dadurch über eine nur äusserlich verstandene Mobilität hinausführt, dass sie unabhängig vom Lebensalter ein Ziel ins Auge fasst und damit sinnhafte Existenz ermöglicht.

Ich möchte Sie dazu an ein eindrückliches Lebensschicksal erinnern, nämlich an den Schauspieler Christopher Reeves, der vor wenigen Jahren die Figur des *Superman* verkörperte, Inbegriff unbeschränkter Mobilität und Kraft, der nach einem Sportunfall nun schon seit Jahren als Tetraplegiker an den Rollstuhl gefesselt und ein hundertprozentiger Pflegefall ist. Er lebt sein Schicksal unter dem Vorzeichen des Kampfes gegen die Resignation angesichts des Unausweichlichen, indem er für verstärkte Anstrengungen im Bereich der medizinischen Forschung wirbt, die es vielleicht irgendwann einmal ermöglichen werden, Menschen, die von seiner Behinderung betroffen sind, zu helfen.

Nun lässt sich dieses Beispiel gewiss nicht mit der Situation der Menschen vergleichen, die sich in unseren geriatrischen Abteilungen mit dem Verlust der Mobilität auseinandersetzen haben. Worauf es mir aber ankommt ist dies:

Mobilität ist ein entscheidender Lebenswert, wenn wir sie nicht nur als physische Gegebenheit, sondern auch als Haltung, als Lebenseinstellung verstehen, die es einem Menschen auch dann noch ermöglicht in einem tieferen Sinne "mobil" zu sein, wenn die körperlichen Ressourcen eigentlich erschöpft bzw. gar nicht mehr vorhanden sind

Im Jahre 1943 schrieb in Deutschland der Dichter Jochen Klepper, der mit seiner jüdischen Frau und seiner Tochter freiwillig in den Tod ging folgende Zeilen:

Der du allein der Ewige heisst
und Anfang, Ziel und Mitte weisst,
im Fluge unsrer Zeiten,

bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher *schreiten*.

Diese Worte sind wie ein Spiegel jener biblischen Anfangserzählung von Abram, denn hier wie dort geht es darum, dass sich ein Mensch einer tief innen gewussten Führung anvertrauen kann, die ihn aus der Enge der real erlebten gesellschaftlichen und individuellen Verhältnisse herausführt und auf das eigene Lebensziel hin in Bewegung bringt, wobei dieses Ziel auch der bewusst angenommene und als zum Leben gehörig akzeptierte Tod sein kann.

So verstanden ist Mobilität nicht nur ein Lebenswert, sondern Voraussetzung von sinnhafter Existenz, gerade auch im Blick auf die Herausforderung durch die Tatsache der eigenen Endlichkeit und der Begrenztheit des Lebens:

"...damit wir sicher *schreiten*" - auf ein Ziel hin. "Geh, brich auf, in ein Land, das ich dir zeigen will! Und sei Segen!"

Ohne dass ich das jetzt noch weiter vertiefen kann, möchte ich doch wenigstens noch andeutend darauf hinweisen, dass auch die christliche Lebens- und Weltdeutung auf eine Ursprungsgestalt, Jesus, zurückgeht, von dem wir zwar nicht sehr viel, aber doch dies mit einiger Sicherheit wissen, dass er nämlich ein *Wanderprediger* war, d.h. ein auf seine Weise ebenfalls der Mobilität Verpflichteter.

Von hier aus lässt sich also sagen, dass sich im christlichen Sinne glaubende Existenz immer als mobile Existenz versteht, mobil freilich, wie ich nun schon mehrfach zu verdeutlichen suchte, in einem umfassenden Sinn.

Zusammenfassend möchte ich nun nach den Konsequenzen dieses Mobilitätsverständnisses für die helfende Zunft - für uns - fragen.

Wenn Mobilität ein ganz entscheidender und zentraler Lebenswert ist, wenn Mobilität mehr ist, als die Fähigkeit seine Extremitäten koordiniert zur Fortbewegung einzusetzen, dann scheint sich die Frage: Mobilität um jeden Preis? als eine rhetorische zu erweisen.

Es kann nicht unser Ziel sein, gerade bei unseren älteren Patientinnen und Patienten, Mobilität in einem äusseren Sinne um jeden Preis wieder herzustellen, wenn es vielleicht wichtiger und sinnvoller wäre, die Mobilität in einem umfassenderen Sinne als eine Hilfe zur Meisterung des Lebens zu entwickeln und zu fördern und damit eine Bewegung hin auf ein vom einzelnen Menschen bejahtes und ihn tragendes Lebensziel zu ermöglichen. Das heisst, Mobilität ist ein Lebenswert, dessen Wertigkeit im Blick auf jede einzelne, individuelle Lebenssituation immer wieder neu zu bestimmen ist. Darin vor allem liegt die Herausforderung an uns von der helfenden Zunft.

Ich schliesse mit einem Gedicht von R.M. Rilke, mit dem ich auch meinen Verständnishorizont verdeutlichen will, wenn ich mich der Frage nach der Mobilität als einem Lebenswert stelle, ein Verständnishorizont, den ich auch in meiner Arbeit als Seelsorger im Spital in der konkreten Begegnung mit den Patientinnen und Patienten umzusetzen versuche:

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.

Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;

und ich weiss noch nicht:
bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein grosser Gesang.*

Wir Menschen haben Gemeinsamkeiten mit den Bäumen. Als Inbegriff von Immobilität symbolisieren sie einen Aspekt unseres Wesens, der mit dem anderen, von dem wir hier sprechen, der Mobilität, eine gegensätzliche Einheit bildet: Auch wir brauchen einen Boden, in dem wir wurzeln können. Auch wir brauchen Raum und Freiheit, um uns zu entfalten. Wie wichtig das ist, merken wir vielleicht erst, wenn wir diesen Raum, diese Freiheit nicht

* R.M. Rilke. Gesammelte Gedichte, Insel-Verlag, Frankfurt 1962. (Erstes Buch. Das Buch vom mönchischen Leben [1899])

mehr haben. Wir teilen mit den Bäumen auch das Wachsen und das Vergehen, das Zurücksinken zur Erde. Bisweilen findet sich ein geknickter Baum als Symbol auf einem Grabstein, ein Hinweis auf unsere Vergänglichkeit, auf unsere Zerbrechlichkeit.

Wir werden an diese Bedingung unseres Lebens erinnert, wenn wir krank werden, wenn wir gebrechlich sind oder einfach alt. Manchmal ist es ein Fallen, wenn die Kräfte verbraucht sind. Manchmal ist es ein Gefälltwerden, wenn das Ende zur Unzeit kommt, bevor das Leben sich - wie wir meinen - voll entfalten konnte. Menschen und Bäume brauchen Zeit, um zu werden, was sie sind. Diese Zeit ist uns gegeben, jeder und jedem nach ihrem, nach seinem Mass, damit wir wachsen und uns ausstrecken können zu der Gestalt, die uns vorgegeben ist. Aber eines Tages endet diese Zeit. Wir wissen nicht wann, wir wissen aber, dass es so ist.

Als Kinder haben wir oft die Jahresringe auf den Schnittflächen gefällter Bäume gezählt und über ihr Alter gestaunt. Bei uns Menschen sind die Jahresringe zwar nicht in gleicher Weise sichtbar, weil sich die gemachten Erfahrungen nicht immer eindeutig in unserer Haltung oder auf unseren Gesichtern zeigen. Aber sie prägen selbstverständlich nichts desto weniger unser Leben.

Rilke will sagen: Die Jahresringe nehmen mit den Jahren zu, sie wachsen und spiegeln so das dichter werdende Geflecht zwischen uns und der Welt; diese Entwicklung unseres Lebens strebt aber ins Offene, folgt gewissermaßen der Spur eines Versprechens, denn die letzte Vollendung dieses Wachsens, das Ziel dieser Entwicklung liegt nicht unserer Hand. Den letzten Ring, der alle anderen umschliesst, diesen letzten, der den Lebenslauf abrundet, den "werde ich vielleicht nicht vollbringen". Da bleibt etwas unabgeschlossen und ich kann nur hoffen, dass ein *anderer* Hand bietet, damit ein "Es ist vollbracht!" möglich wird.

Diese Hoffnung, nimmt mancherlei Angst: die Angst, zu kurz zu kommen oder die Angst, etwas schuldig zu bleiben, die Angst, nicht zu genügen, die Angst, noch nicht da zu sein, wo ich "eigentlich" hinwollte, die Angst, loszulassen, wenn die Zeit dazu gekommen ist, die Angst schliesslich, nicht mehr weitergehen zu können, weil die Kraft oder der Mut oder die Hoffnung versiegen könnten.

Rilke sagt: "Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn."

Und dieser Versuch ist aufgehoben in der Mitte von allem, was ist, in Gott. Kein Gott in der Höhe oder Tiefe, sondern Gott in der Mitte unseres Lebens, Um ihn kreisen wir, um ihn, den "uralten Turm", dessen Geheimnis uns anzieht wie ein Magnet, ein Geheimnis, für das wir oft keinen Namen haben, das uns fremd ist und immer wieder auch unerträglich erscheint in seiner Verborgenheit und Abgründigkeit, ein Geheimnis, von dem wir aber auch nicht lassen können, weil wir von ihm die Antwort auf das Rätsel unseres Lebens erhoffen:

...und ich weiss noch nicht:
bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein grosser Gesang.

Was ich bin, steht noch nicht fest. Auch Rilke gibt keine Antworten, sondern lässt am Ende die Fragen stehen. Solange der letzte Ring noch nicht geschlossen ist, wird es so sein müssen, dass die letzten Antworten offenbleiben. Und das macht uns ja so menschlich, dass wir Fragen haben, auf die wir noch keine Antworten wissen, dass wir den letzten Ring offenhalten, bis ER ihn schliesst.

Weil unser Leben um eine Mitte wachsen kann, ist es stark genug, den Kräften standzuhalten, die uns immer wieder entwurzeln wollen, fortreissen ins Nichts, in die Hoffnungslosigkeit, in die Verzweiflung. Von dieser Mitte her wird alles, was sich zuträgt, Erfahrung, die sich um uns legt und so wachsen lässt. Von dieser Mitte her ist nichts sinnlos. Von dieser Mitte her ist nichts umsonst. Alles ist aufgehoben bei dem, der den letzten Ring unseres Lebens "vollbringen" wird.

Wenn es uns gelingt, solche zielgerichtete Mobilität in unserem eigenen Leben zu leben und den Menschen, die von uns Hilfe erwarten, zu helfen, solche Mobilität zum Agens ihres eigenen Lebensvollzuges zu machen, dann haben wir sowohl ein wichtiges persönliches Lebensziel als auch ein zentrales therapeutisch-pflegerisches Ziel erreicht.

Denk dir, das was jetzt Himmel ist und Wind,
Luft deinem Mund und deinem Auge Helle,
das würde Stein bis um die kleine Stelle
an der dein Herz und deine Hände sind.

Und was jetzt in dir Morgen heisst und: dann
und : späterhin und nächstes Jahr und weiter -
das würde wund in dir und voller Eiter
und schwäre nur bräuche nicht mehr an.

Und das was war, das wäre irre und
raste in dir herum, den lieben Mund
der niemals lachte, schäumend von Gelächter.
Und das was Gott war, wäre nur dein Wächter
und stopfte boshaft in das letzte Loch
ein schmutziges Auge. Und du lebstest doch.*

* R.M. Rilke: Gesammelte Gedichte, Insel, 1962, Neue Gedichte 1907, S. 260 ff.